

In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(17. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright 1928 by Verlag Oskar Melster, Werdau i. Sa.

„Aha.“ machte der Schultheiß, aber Hinzelmann wurde böss: „Gar nichts — aha.“ rief er und fuchtelte dem Gemeindevorsteher mit der Rechten vor dem Gesicht herum. „verstehen Sie, gar nichts aha! Wir sagen die Wahrheit.“

„Wer — wir?“

„Ich!“

„Dann 'raus mit der Wahrheit.“

Und endlich hatte Hinzelmann die Zeitbestimmung gefunden: „Ich bin weggegangen mit den andern, als jemand — Feuer rief.“

„Wer war das, der rief?“

„Bestimmt kann ich das nicht sagen, aber ich glaube, es war Volat.“

„Ist das richtig?“ fragte Kröber den früheren Hofmeister, und Volat bejahte.

Der Schultheiß räusperte sich. Es war ihm unangenehm, daß er voreilig gewesen war, deshalb fuhr er auch freundlicher zu fragen fort: „Nun sagen Sie, Hinzelmann, wo war Sohr am Nachmittage?“

„Zu Hause.“

„Immer?“

„Das weiß ich nicht. Er schied, als ich fort ging, wollte aber gegen Abend noch mal an die Luft.“

„Warum ist er nicht mit Ihnen nach dem Gasthof gegangen?“

„Er hätte dort nichts zu suchen, meinte er. Er sei weder Landarbeiter noch Bauer. Er habe keine Veranlassung, ein Dankfest zu feiern. Für das, was er in Hinkenschlag geerntet habe, erübrige sich jeder Dank.“

„Sooo?“ sagte der Schulz und nickte dem Wachtmeister zu. „Unterstreichen Sie das mal, Herr Gendarm. Es paßt zu dem, was wir vorhin von ihm gehört haben.“ dann wendete er sich wieder an Hannsjörg: „Sie gehen doch sonst nie aus. Warum gerade heute?“

„Sohr wollte es.“

Wieder tauschte der Schulz mit dem Gendarm einen verstehenden Blick, und über Volats Gesicht ging ein aufsteigendes Lächeln.

„Was sagte denn Sohr zu Ihnen, als Sie nicht wollten?“

„Die Leute würden glauben, er halte mich zurück. Es wär genug, daß man ihm nicht grün sei, man brauche nicht auch noch auf mich zu schimpfen. Ich set nun 'mal Kadenschler Arbeiter und gehöre zum Erntedankfest dahin, wo die anderen auch wären.“

„Und das Feuerzeug und die Brieftasche erkennen Sie als sein Eigentum?“

„Ja!“

„So, das wäre wohl alles, was wir zu fragen hätten — oder haben Sie noch etwas, Herr Gendarm?“

„Es wäre vielleicht wichtig zu wissen, wann Hinzelmann Brieftasche und Feuerzeug zum letzten Male bei Sohr gesehen hat.“

„Nichtig — sehr gut! — Also, Hinzelmann, wann war das?“

„Noch als ich fortging, lag beides auf dem Tisch.“ Wieder zum Gendarm gewendet, fragte der Schulz:

„Noch eine Frage?“

„Nein, Herr Schulz.“

„Dann können Sie gehen, Hinzelmann.“

Wie ein Wiesel huschte Hannsjörg zur Tür hinaus. „Und nun müssen wir einige Fragen an Sie richten, Herr Volat.“ leitete Kröber das zweite Verhör ein.

„Bitte Herr Schultheiß.“

„Aus Hinzelmanns Aeußerung geht hervor, daß Sie den Brand zuerst gemeldet haben.“

„Ja.“

„Und wie kam das?“

„Wir hatten vormittag einen Frühstopp genommen, und der war etwas lang geworden — so bis Eins. In der Schänke gab es zur Feier des Tages Würzburger. — Kann ich übrigens sehr empfehlen, meine Herren. — Und wie das nun so geht, ich fühlte mich 'n bißchen benommen. Dagegen ist Schlaf das beste Mittel. So hab ich mich denn nach Tisch auch langgelegt und mindestens so 'n Stücker zehn Gläschen vergrunzt. — Wie ich aufwachte, war's fünf. Auf und fort war eins. Und wie ich vom Markt aus bei Riedel um die Ecke biege, seh' ich die Bescherung. — Da hab ich natürlich im „Koch“ gleich abgeblasen.“

„Und waren der erste, der auf der Brandstätte eintraf?“

„Leider nicht, Herr Schulz. Es waren mindestens schon zehn Personen da.“

„Sahen Sie Sohr unter diesen zehn Leuten?“

„Ich könnte Ihnen nicht mal sagen, wer die Zehn waren. Ich bin natürlich sofort die Treppe hoch, um zu sehen, wie es da oben aussah, denn Klammen waren da noch nicht zu sehen, kam aber nur 'n paar Stufen hoch. Dicker Quasim ließ mich nicht weiter.“

„Und wo fanden Sie Brieftasche und Feuerzeug?“

„Unmittelbar an der Bodentreppe lag die Brieftasche und auf der fünften Stufe das Feuerzeug.“

„Wie erklären Sie sich das?“

„Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist er gestürzt oder hat sein Jackett ausgezogen und beides dabei verloren. Ich nehme das letztere als das Wahrscheinliche an, denn als ich ihn später sah, war er ohne Jackett und Weste.“

„Stimmt — so haben wir ihn auch gesehen.“

Kröber machte eine Pause, dann wendete er sich an

den Gendarm. „Und was hat nun nach Ihrer Ansicht zu geschehen, Herr Wachtmeister?“

Der belann sich nicht lange. „Sohr muß sofort vernommen werden. Eventuell ist er zu verhaften.“

Kröber fraukte sich hinter den Ohren. Mit beiden Händen! — „Schönes Stück Arbeit — den verhaften.“

„Es muß, Herr Schulz!“

„Muß — muß! Denken Sie sich das ja nicht so leicht, mein lieber Glück. Da können getroßt zwei kommen und ist das dann immer noch so 'ne Sache. Nicht wahr, Herr Voigt? — Wievielmal hat er denn angeschlagen, bevor Sie am Boden lagen?“

„Wenn ich ehrlich sein soll — ich hatte beim ersten Schlag genua.“

„Da haben Sie es, Herr Wachtmeister!“

„Er wird sich doch nicht Widerstand gegen die Staatsgewalt erlauben.“

„Wenn die Staatsgewalt stark genua ist — nicht. Der blamiert sich nicht gern. Aber sonst —!“

„Nedenfalls muß er vernommen werden.“ beharrte der Gendarm, und Voigt, dem es in allen Gliedern nibrierte, heelte sich zu fragen: „Soll ich ihn herschicken?“

Da fiel dem Schulzen ein Stein vom Herzen. Er sah dem Wachtmeister die Niederlage erspart und nahm deshalb Voigts Anerbieten gern an. „Um Aufsehen zu vermeiden, wird das das Zweckmäßigste sein. Wenn Sie also so freundlich sein wollen, Herr Voigt.“

Natürlich wollte er das. Es war ihm ja ein besonderes Vergnügen. Schon Monate lang wartete er darauf. Im Lauffschritt eilte er dem Brandplatze zu. Kurz vor dem Tore überholte er den humpelnden Hinzelmann. Das hätte ja noch geieht, daß der Alte den Freund vorbereitet hätte. Atemlos trat er unter die Menae.

Das Mittelgebäude war tatsächlich rechts und links niedergesessen. Die Klammern hatten sich nach beiden Enden durchgefressen. Vier Schlauchleitungen hielten die Seitengebäude unter Wasser. Die Wehrleute rissen und kicken mit langen Stangen die ausgebrannten Wände zu Trümmerhaufen. Die Klammern waren zur Hälfte in sich zusammengesunken, ihre Macht war gebrochen. Sie fanden keine Nahrung mehr.

Sohr sah auf einem angelehnten Balken. Am Arm hatte er eine Brandwunde davongetragen, die Doktor Steinik eben verband.

„Sie sollen zum Gemeindevorsteher kommen,“ rief Voigt dem Verwundeten zu. „aber gleich.“

„Wenn ich fertig bin,“ saate Dr. Steinik und umwickelte den Arm mit einer Mullbinde. Dann machte er auch noch eine Binde, die dem Arm Ruhe und Halt zu geben bestimmt war.

Voigt war im Augenblick von Fragern umringt — das war ja eine neue Sensation — und Sohr hörte, wie er saate: „Soll vernommen werden. Man hat seine Briefftasche hier gefunden.“

„In Ordnung, Herr Doktor?“

„Sawohl, mein lieber Sohr — aber schonen, hören Sie, schonen!“

„Vielen und herzlichen Dant.“

„Gar nichts zu danken. Das ist die Revanche für Ihre wundervolle Miltentz bei der Krankheit des kleinen Raden.“

Die beiden Männer reichten sich lachend die Hände, dann wendete sich Sohr zum Gehen.

Die Gaffer bildeten eine Gasse. Voigt hatte sich breit vorangestellt und arinste Sohr herausfordernd an. Der aber ignorierte ihn vollständig. Aufrecht und festen Schrittes ging er davon.

Am Tor traf er auf Hinzelmann. Der fing zu

jammern an. „Deine Briefftasche und dein Feuerzeug liegen beim Schulzen. Ach Gott, Sohr, das Unglück.“

Aber Sohr nahm ihn um die Schulter. „Noch ist es keines, Hannjörg.“

„Es wird aber eins, Sohr, es wird ein großes Unglück.“

„Dann trifft es mich, Hannjörg — nicht dich! Und ich werd es zu tragen wissen. — Geh' heim, Hannjörg. Ich komm bald nach. Verlor' das Kohlen einstweilen. Das arme Tier ist arg kurz gekommen heute. Und bring' den Clausmann nach Hause. — Wiedersehen, Hannjörg.“

„Behüt dich Gott, Sohr.“ —

Im Gemeindeamt wurde Sohr sehnlichst erwartet und mit gemischten Gefühlen empfangen.

„Sie lassen lange auf sich warten,“ fühlte sich Kröber veranlaßt zu bemerken.

„Immerhin — ich bin da,“ fertigte ihn Sohr ab, dann fraate er verbindlich: „Was wünschen Sie von mir?“

Kröber schwenkte ein und begann sein drittes Verhör mit der gleichen Frage wie das erste: „Wo waren Sie heute nachmittag?“

„Muß ich das beantworten?“

„Wenn Sie sich durch die Antwort belasten würden, können Sie sie verweidern.“

„Danke! — Ich habe bis vier Uhr gearbeitet und bin dann inazieren gegangen.“

„Wohin?“

„Nach dem fahlen Berge.“

„Wann war das?“

„Kurz nach vier.“

„Mit Ihnen jemand begegnet?“

„Nein.“

„Wann kamen Sie zurück?“

„Nach fünf!“

„Was veranlaßte Sie dazu?“

„Als ich am dritten Planweg war, sah ich Rauchwolken aufsteigen und machte kehrt.“

„Und waren der erste, der den Hof betrat?“

„Nein, Herr! Mein Freund Voigt war bereits da.“

„So! — Was taten Sie zunächst, als Sie den Hof betreten hatten?“

„Was Herr Voigt hätte tun sollen: Ich brachte das Vieh in Sicherheit.“

„Allein?“

„Nein! Einige Leute halfen.“

„Und dann?“

„Sam der kleine Claus heulend angesprungen, den brachte ich mit Fräulein Kerst zu Hinzelmann.“

„War Fräulein Kerst auf dem Hofe?“

„Nein! Ich mußte sie rufen. Scheinbar hat sie geschlafen.“

„Und als Sie nun zurückkamen, was taten Sie da?“

„Was Sie auch taten, Herr Schultheß — nichts.“

„Nach dem Boden im Mittelbau oder nach Ihrer früheren Kammer sind Sie nicht gekommen?“

„Nein!“

„An der Treppe zum Boden wurden dieses Feuerzeug und diese Briefftasche gefunden. Kennen Sie diese Dinge?“

„Ja! Sie gehören mir.“

„Bestimmt? — Sie irren sich nicht?“

„Bitte — in der Briefftasche muß sich mein Ausweis befinden.“

„Auch das Feuerzeug gehört bestimmt Ihnen?“

„Ja!“

„Beides haben Sie wohl bei Ihrem Umzug leinerzeit mitzunehmen vergessen?“

„Nein! — Ich habe beides aber auf meinem Tische bei Hinzelmann liegen lassen.“

„Wie kommt das denn nach dem Kadenschen Gute?“

„Das festzustellen, wird Ihre Aufgabe sein.“

„Eine Erklärung können Sie nicht geben?“

„Nein! — Wenn Sie mich aber fragen würden, wie mein Eigentum in fremde Hände gekommen sein kann, dann könnte ich Ihnen antworten.“

„Nun und?“

„Durch ganz gemeinen Diebstahl.“

„Hm“ — machte der Gemeindevorsteher, und der Gendarm lachte — „da haben Sie wohl gar einen Verdacht?“

In Sohr begann es zu wühlen. Alles Blut jaagte zum Herzen. Wie schwingender Stahl klang es zurück: „Gar? — Herr! Was soll das heißen?“

Aröder zückte zusammen. Der Kerl war imstande, einem an die Kehle zu springen. Er lenkte ein: „Ich meine nur! Es ist doch immerhin sonderbar, daß Ihnen jemand ausgerechnet ein Feuerzeug und eine leere Brieftasche stiehlt?“

„Wenn Sie beides als Wertgegenstände betrachten, ist es sonderbar. Wenn Sie es aber als Mittel zum Zwecke ansehen, bekommen Sie ein anderes Bild.“

„Welches denn?“

Das war Sohr denn doch zu dumm. Er machte es kurz und instruierte die Herren wie folgt: „Da Sie offensichtlich voringenommen zu sein scheinen, Herr Schultheiß, möchte ich Sie höflichst bitten, die Angelegenheit höheren Ortes behandeln zu lassen.“

(Fortsetzung folgt)

Der Feigling

Erzählung von Kurt Ziesel

Die Post brachte mir eine fröhliche Anzeige ins Haus: „Unser Stammhalter ist angekommen. Hans und Maria Mader.“ Mit Tinte hand „Wenden“ dabei. Und auf der Rückseite las ich lächelnd: „Maria geht es gut. Ich bin sehr glücklich. Maria will schon wieder aufstehen und arbeiten. Nach fünf Tagen. Ist es nicht unvorsichtig? Dein Hans.“

Unvorsichtig! So ist er der Alte geblieben! Hans Mader, der Vorsichtige! Es ist wert, von ihm und von der Vorgeschichte dieses Stammhalters zu erzählen. Es ist jetzt drei Jahre her. Es war ein Sommer wie dieses Jahr, wechselnd zwischen hochsommerlicher Wärme und plötzlich einfallenden kalten Tagen. Trotz des nahen Semesters waren unsere Gedanken mehr in den Bergen als bei den bevorstehenden Prüfungen. Der Himmel war so blau, die Nächte so hell, die Luft so mild und die Wolken über den Bergen, die weißen, zarten Schäfervögel lockten uns immer wieder in die Höhe. „So geht es, wenn man in Junsbrud studiert“, höhnten wir immer wieder einstimmig. Aber es blieb beim Stöhnen. Wir vergaßen es, wenn wir weitaufend Meter hoch über schmale Viehwege wanderten, wenn wir Enzian und Edelweiß suchten, wenn wir abends vor den Berghütten die Sonne leuchtend vergehen sahen, wenn der Große Bär auf dem dunkelblauen Saum des mächtigen Himmels allmählich immer klarer und leuchtender emporstieg.

Aber von Hans Mader, dem Vorsichtigen, ist zu erzählen. Der Sonntag im Juni vor drei Jahren begann fröhlich und erwartungsvoll. Wir waren eine größere Schar: Fünf Studenten der verschiedensten Fakultäten und vier Mädchen. Einer war also das fünfte Rad und Hans wie gewöhnlich das Opfer. Wir gönnten es ihm ein wenig. Wir meinten, es sei seine eigene Schuld. Der Kampf ging um Maria. Hans liebte sie mit der ganzen Beharrlichkeit seines Wesens. Diese Liebe erschien uns allen aber ein wenig hoffnungslos. Vor allem erschien sie das seinem Nebenbuhler, Franz Hutter, der, auf eine reiche Erfahrung der Behandlung weiblicher Wesen gestützt, völlig von Maria Besitz ergriffen hatte, sichtbar bevorzugt und daher etwas herablassend die stille Schwärmerin Hans Maders duldbend, ja als zweckmäßigen Kontrast auch ein wenig ausnützend. Alles spielte sich in der etwas gereizten Stimmung jugendlicher Unbedingtheit, aber immer in akademisch gepflegter Form ab. Wir alle bildeten eine äußerlich fest

zusammengefügte Schicksalsgemeinschaft in Freud und Leid. Hans Mader war oft die Zielscheibe unseres Spottes. Franz Hutter trieb es dabei am ärgsten. Aber auch wir anderen waren darin keine Engel. Hans hatte etwas Väterliches an sich. Seinen Spitznamen hatte er sich unserer Meinung nach redlich verdient. Er war um sein Wohl und das seiner Freunde immer ängstlich besorgt. Auf der Straße schritt er mit aufmerksamer Sorgfalt durch den Verkehr und rang die Hände über unseren Leichthinn, mit dem wir vor daherbrausenden Autos und Straßenbahnen lässig-tollkühn das Schicksal des Ueberfahrenwerdens herausforderten. Vor Baugerüsten machte er einen weiten Bogen, während wir, Warnungstafeln nicht beachtend, herabstürzenden Dachziegeln kaltblütig trotzend, möglichst nahe an dem Haus vorüberwanderten. Es gab hunderterlei solcher Ereignisse des täglichen Lebens, die ihm Gelegenheit gaben, seine Vorsicht anzuwenden und uns dem Spötel mit der Gefahr übermüßig in die Arme zu werfen. Franz Hutter war darin ein Meister. Manchmal bewunderten wir ihn ein wenig. Auf die Mädchen machte er damit einen unfehlbaren Eindruck, was er mit dem Gleichmut des Wissenden hinnahm. Der vorsichtige Hans dagegen war mit der Kunst der Weiblichkeit weniger geeignet. Es schien ihn nicht weiter zu beeindruckem, bis auf den Fall Maria.

Aber wir waren herzlich genug, seinen Schmerz zu misachten. Maria selbst schien ihm zwar zugetan. Doch manchmal entlockte er ihr wieder ein Kopfschütteln. „Schau doch den Franz an!“ sagte sie dann. Und Franz quittierte mit dem Lächeln des Siegers. Er lächelte es bis zu jenem Sonntag. Und das kam so:

Wir waren mit der Bahn ins Stubaital gefahren. In Fulpmes liegen wir aus und wanderten durch hellgrüne, schimmernde Lärchenwälder bergan. Die Lärchen lüchelten sich, der Weg wurde steiler. Da und dort trafen wir die Sträucher von Alpenrosen, niedere Föhren und Laichen. Der Gürtel der Nimen begann mit Steinen und Felsbrocken zuers. Dann mit kurzen Weiden, mit Klang und Kuhglocken und Rufen des Senners. Vor der Sennhütte rasteten wir. Ein Hund kam in die Nähe, äugte scharf her und bellte kurz und drohend. „Er wird uns beißen“, sagte Hans bedenklich. Wir lachten einstimmig. Maria zog die Stirn geringschätzig in Falten. Franz Hutter nahm die Gelegenheit wahr: „Manchmal bist du unerträglich“, entlockte er sich. „du benimmst dich ja wie ein Feigling.“

Hans zuckte zusammen. Er sah Franz Hutter mit einem langen traurigen Blick an und lächelte dann, ja, er lächelte. Das brachte Franz ein wenig aus der Fassung. Das Lächeln von Hans machte mir Freude. Es verschönte die Schatten über uns. „Nun ja, es ist immer dasselbe mit dir“, sagte Franz Hutter aus dem Gefühl, etwas wiedergutmachen zu müssen. Hans nickte wortlos. „Ja“, warf ein anderer ein. „Du bestehst aus lauter Vorsicht. Ueberall witterst du Gefahr. Wer trägt allein einen Mantel? Du!“ „Die Abende sind kühl. Ich will mich nicht erkälten“, widersprach Hans. Maria sprang auf, zog Franz Hutter ungestüm hoch, hatte sich bei ihm ein und sagte ihn fortziehend, mit einem bösen Seitenblick auf Hans: „Schrecklich ist das!“

Hans stand erschrocken auf. Aber sie lief schon voraus. Ich rührte an seinem Arm, weil er so verstört aussah. Er sah mich an. Sein Augen waren voll Dankbarkeit. „Ich weich nicht“, sagte er leise, „ob man immer die Gefahr suchen muß. Man soll ihr aus dem Wege gehen. Wenn man sie nur bestecht, das genügt doch.“ Ich verstand ihn nicht ganz, und Maria war schon weit fort. Aber ich nickte, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Wir folgten den beiden wortlos. Die anderen gingen paarweise langsam hinter uns her. Plötzlich blieb Hans stehen, riß mich ungestüm am Arm und gab einen entsetzten Schreien laut von sich. Ich folgte der Richtung seiner ausgestreckten Hand. Fünfzig Meter vor uns war ein größerer, umzäunter Weideplatz, durch den ein Abkürzungsweg zum nahen Sattel führte, der den Blick in das andere Tal freigab. Durch schwere Holzbalken war der Zugang zu diesem Weg gesperrt. In der Mitte der Weide stand ein kräftiger junger Stier. Ich sah, wie Franz Hutter eben die Balken beiseite räumte und Maria den Vortritt lassend, den verbotenen Weg durch die Weide herhschritt. „So ein Wahnsinn“, schrie Hans. Ich verstand ihn nicht gleich. „Sie gehen doch an dem Stier vorbei! In dieser Jahreszeit. Wenn er wild wird, ist das Unglück fertig.“ Nun mußte ich wider Willen lächeln. Die Gefahr erschien mir keineswegs so groß. Hans blieb eben immer der gleiche.

Aber in diesem Augenblick, ich hatte schon ein spöttisches Wort auf den Lippen, kam ein Schrei von der Weide herüber: die Stimme Marias. Bevor ich noch recht begriff, was geschah, war Hans davongekürzt, mit Riesenschritten am Zaun und darüber hinweggesprungen. Ich sah nun Maria stolpernd und schreiend über die Weide laufen, hinter ihr mit aesenstem Nacken der junge Stier. Sie lief ohne Ziel und Vernunft,

einmal nach links und nach rechts. Die Angst schien sie ver-
wurzelt zu haben, daß sie die Richtung des Ausganges verfehlte.
Der Abstand zwischen ihr und dem wütenden Stier wurde
immer kleiner. Ihr rotes Kopftuch flatterte wie eine Fahne
hinter ihr her. Zu gleicher Zeit aber, da Hans Mader mit
einem Satz den Faun übersprang, verließ Franz Hutter auf
der anderen Seite mit gleicher Schnelligkeit die Weide durch
den freigemachten Ausgang. Ja, er lief weiter, als sei der
Leibhaftige hinter ihm her, erklimmte in einzigem Abstand in
fieberhafter Eile eine niedere Föhre und blickte mit blöchem
Gesicht und schweißüberströmtem auf die Stätte des Unglücks zu-
rück. Dort hatte Hans inzwischen den Stier eingeholt, wenige
Augenblicke bevor er Maria mit den zum Stoß angelegten
Hörnern erreicht hatte. Mit einem Sprung warf er sich dem
Tier in die Seite. Das stuchte über die unvermutete Störung,
hielt seinen Sturmhauf inne und wandte den Kopf böse schau-
fend zur Seite. Hans riß sich geistesgegenwärtig den Mantel
von den Schultern und schwenkte ihn zurückweichend in gewal-
tigem Schwung vor sich her. Der Stier änderte seine Richtung,
ließ von Maria ab, die wenige Meter vor ihm zu Boden ge-
fallen und dort regungslos liegende geblieben war, und folgte
der neuen Lockung mit solchem Ungeklüm, daß er Mantel und
Mensch verwechselnd, schließlich die Hörner in den Mantel
steck, den ihm Hans, zur Seite springend, vor die Füße warf.
Und während der wütende Stier noch damit beschäftigt war,
den Mantel in Stücke zu zerreißen und so seinen Zorn zu
kühlen, ließ Hans zu Maria, hob sie wortlos auf seine Arme
und erreichte unbehelligt den Ausgang. Dort ließ er sie nieder,
schloß mit den beiseitegeschobenen Balken die Weide wieder ab
und lächelte nur, als der Stier nun angeführt kam und gegen
die Balken stieß.

Dies alles war so unwahrscheinlich schnell geschehen, daß
wir anderen erst zur Stelle waren, als Maria schon wieder
aufrecht stand, wenn auch noch blaß und ein wenig schwankend,
und Hans die Hand reichte. Die Tränen liefen ihr dabei über
die Wangen. Hinter uns hörten wir ein Geräusch. Es war
Franz Hutter, der vom Baum herabsprang. Er sah einen
Augenblick zu uns her, wandte sich dann und ging langsam
fort. Hans machte eine Bewegung, als wollte er ihn rufen.
Über Maria griff nach seinem Arm. Er sah sie rot werdend
und verlegen an. „Hans“, sagte sie, „Nun ja, Maria...“
antwortete er. „Und dein Mantel ist nun doch fort — und
die Weide auch so kühl!“, spottete sie. Aber ihre Stimme war
voll Bitterkeit.

Wir drehten uns um und gingen ein Stück voraus. Es
waren nun vier Studenten und vier Mädel. Und nun nach
drei Jahren kam das mit dem Stammhatter. „Wenn man sie
nur befehlt, die Gefahr...“ hatte er damals gesagt. Ich bin
seitdem immer sehr mißtrauisch, wenn irgendwo von einem
Fettersung geredet wird.

Das Licht im Nebel

Erzählung von Elke Klodt

Seit Stunden lag undurchdringlicher Nebel über Land und
See. Bäume und Sträucher waren wie in graue Watte gepackt
und erschreckten den Wanderer durch ihr plötzliches Auftauchen.
Kein Laut war weit und breit hörbar, es war, als habe der
Nebel alles Leben erstickt. Die Fischersfrau Stine Drews ließ
immer wieder den schmalen Weienpfad hinauf bis zur Düne,
um nachzusehen, ob ihr Sohn, der am hellen Mittag ausgefahren
war, noch nicht heimkehrte. Enttäuscht lehnte sie wohl schon
zum zehntenmal um. Es half nichts, sie mußte ihren Mann
bitten, sich um Ferdinand zu kümmern. Das war nicht so ein-
fach getan, wie gesagt. Beide, der Mann wie der Sohn, waren
rechte Dickhäuter. Um einer Nichtigkeit hatte es zwischen beiden
Streit gegeben. Keiner von beiden fand das erste Wort, und
so es auch nur eine belanglose Bemerkung, die den Frieden
wieder herstellen konnte.

Stine seufzte. Sie ging in das Haus, fand ihren Mann in
der Kammer und machte sich in seiner Nähe zu schaffen. Nach
einer Weile begann sie: „Da's 'n Nebel! Wie eine Wand steht
der vor der Tür!“ — „Hm“, brummte Drews und sonst nichts
mehr.

„Wer da auf See is...“, setzte Stine vorsichtig ihre Rede
fort und sah ihren Mann fragend an. Wußte er wohl, daß
Ferdinand draußen war? Als gar keine Antwort von Drews
kam, begann sie von neuem: „Ferdinand wird wohl das Boot in
Sorenböhm gelassen haben, das heißt, wenn er nicht etwa schon
vor dem Nebel auf dem Rückweg war.“ Aufmerksam sah sie
zu Drews hinüber.

Einen kurzen Augenblick war es, als erschreckte er. Er
nahm seine Pfeife aus dem Mund, öffnete die Lippen, als wolle
er etwas sagen, aber dann kniff er sie nur noch fester zusammen.
Stine gab die Hoffnung noch nicht auf. „Er is wegen nem neuen
Nek nach Sorenböhm“, sagte sie leise, als spräche sie zu sich

selbst. „Wenn er bloß nicht auf die Bühnen fährt oder auf
eine von den vielen Sandbänken auflauft!“ Ihr Mann schien
taub zu sein. Da packte Stine ein heiliger Zorn, und eine Flut
von Worten ergoß sich über ihren Mann. Sie schalt und bat,
schimpfte und schmeichelte. Als alles nichts half, drohte sie,
einen der Nachbarn auf die Suche zu schicken.

Sie wußte zwar, daß das wenig Sinn haben würde, denn
wer sollte in dem Nebel ausfahren und sein eigenes Leben wa-
gen? Schon wollte sie von neuem zu bitten beginnen, als
Drews plötzlich auf sie losfuhr. „Wat geht mich Ferdinand an?
He? Hat er mich denn sonst gebraucht? Hätt ja seinem Vadder
je woll 'n Wort sagen können, eh' daß er wegfuhr, nich! Hör
bloß mit dein hämliches Geklön auf und mach, daß du aus die
Kammer kömmt, sonst...“

Stine ging. Sie wußte, daß alles Neben keinen Sinn mehr
hatte. Wenn Drews helfen wollte, tat er es jetzt. Er konnte
doch nicht sein eigenes Kind einfach in Stich lassen! Sie setzte
sich in die Küche und begann die Kartoffeln für den nächsten
Tag zu schälen. Aufmerksam lauschte sie, ob die Kammertür
nicht ginge. Aber nichts rührte sich. Keiner kannte jede Stelle
der See so genau wie Drews! Wenn einer Ferdinand helfen
konnte, war er es allein. Keine Veränderung entging ihm. Er
kannte die Stellen, die immer von neuem anlandeten, die
Strudel und die unter Wasser liegenden Bühnen. Als sie so
über eine Stunde wartend gesessen hatte, entschloß sie sich,
Drews noch einmal ins Gewissen zu reden. Sie fand die
Kammertür nur angelehnt und die Kammer leer.

Ferdinand Drews hatte das Aufkommen des Nebels wohl
gemerkt. Er zögerte auch erst, das Boot zu Wasser zu bringen,
aber schließlich hoffte er doch, noch ehe der Nebel zu dicht wurde,
heimzukommen. Er legte sich mächtig in die Riemen, aber der
Nebel war schneller als er. Nachdem er erst kurze Zeit auf See
war, glitt sein Boot bereits wie durch eine Wollenwand. Es
wäre richtiger gewesen, dem Strand zuzuleuern, aber in der
gleichen Zeit wäre er wiederum auch schon ein lüchtiges Stück
weiter voran! Lieber... er noch etwas mehr hinaus, damit
er nicht etwa gegen die Bühnen fuhr. Nach kurzer Zeit war
der Nebel so dicht, daß er nicht einmal mehr die Enden der
Riemen sah. Ferdinand blieb gleichmäßig. Bald mußte ja das
Licht des Leuchtturms links vor ihm aufblitzen. Angekrenzt
sah er danach aus, aber nichts war zu entdecken. In ungefäh-
rer zehn Minuten würde er in seiner Höhe mit seines Vaders
Haus liegen!

Wie war es nur möglich, daß er das Licht des Leuchtturms
nicht sah? War er vom Kurs abgewichen? Unsinn! Wie oft
war er diese Strecke schon gefahren, auch im Nebel! Aber in
so dichtem Nebel? Hatte er nicht immer nach kurzer Zeit das
Blinklicht gesehen, und heute? Ferdinand zog die Riemen ein
und versuchte, die graue Wand um sich zu durchdringen. Nach
welcher Richtung er auch sah, er konnte nichts entdecken. Lang-
sam, fast unmerklich trieb das Boot dahin. Wie, wenn er statt
die Küste entlang zu fahren, sie immer mehr hinter sich ließ?
Aber wenn er jetzt die Richtung änderte, fuhr er vielleicht erst
recht ins Verderben.

Der junge Fischer ergriß von neuem die Riemen. Er
ruderte, bis ihm der Schweiß aus allen Poren brach. Ihm
schien es, als sei er seit vielen Stunden auf See. Er erkannte,
daß es keinen Sinn habe, irgend etwas zu unternehmen, so-
lange der Nebel ihn umgab. Vorsichtig tauchte er die Riemen
ins Wasser, gleich tastend nach Sand oder Holz. Es war in-
zwischen dunkel geworden. Ferdinand seufzte. Kein, noch
länger hielt er das nicht aus. Entschlossen wendete er. Nach
seiner Meinung war er bisher auf See hinausgerudert. Also
mußte er jetzt landzu kommen. Wieder ruderte er eine Weile.
Er war nahe daran, allen Mut zu verlieren, als er ein schrilles
Pfeifen zu hören glaubte. Aufhorchend verhieß er die Riemen.

Wißt der Vater nicht so, wenn er als Kind die Zeit am
Strande verspielt hatte? Noch einmal lauschte er angekrenzt.
Da war es wieder. Da, aus jener Richtung zur Düne, mußte
es kommen. Er hielt darauf zu. Jetzt hörte er nichts mehr.
Er zog die Riemen ein, steckte die Finger in den Mund und
pff. Da kam die Antwort, er hatte die Richtung. Erlöst
lachte er auf. Der Vater, der Vater, der seit Tagen nicht mehr
mit ihm sprach, war auf der Suche nach ihm. Jetzt blinkte auch
ein kleines Licht durch den Nebel; der Leuchtturm war das
nicht. Das Licht wurde ihm immer deutlicher, und jetzt — jetzt
sah er auch das Blinklicht des Leuchtturms. Wieder pff er,
aber es kam keine Antwort mehr. Das kleine Licht vor ihm
erlosch.

Als Ferdinand kurze Zeit darauf den Weg hinauf zu seines
Vaders Haus eilte, fand er diesen gerade vor der Haustür.
Drews klopfte gelassen seine Pfeife aus und sah den Sohn nicht
an. Der trat auf ihn zu, berührte seinen Arm und wollte ihm
danken: „Vadder...“ begann er. „Kannst wedder räden?“
fragte Drews zurück, wandte sich und ging in seine Kammer.
Der dumme Bengel solle sich man bloß nicht einbilden, er, sein
Vater, hätte Angst um ihn gehabt, dachte Drews, als er in
seiner Kammer saß und beim Schein der Lampe, als sei nichts
gewesen, seine Zeitung las. Man gut, daß keiner gesehen hatte,
daß er mit Peglows Boot und der Karbidlampe draußen war.